

Zum Jahresbericht der Neuen Helvetischen Gesellschaft

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **4 (1920)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **19.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die einen Sondertimeleien und Ausländereien beginnen im Geschäftsleben, die andern in der höheren „Gesellschaft“, andere auf den Amtsbüros, andere in Sport und Vereinen (ein Schützenverein am Zürichsee beschneigt Zahlungen mit dem Stempel Payé; wahrscheinlich hat schon Wilhelm Tell jeweilen am „Freudenschießen“, von dem er so manchen schönen Preis heimgebracht, seinen Doppel gelöst gegen Payé!), sie verbreiten sich, so lange das Volk nachkommt, und wenn's nicht mehr nachkommt, läßt man's halt „Volk“ sein, d. h. es gibt zwei Stände: „Gebildete“, die ausländern (sprachlich) und „Ungebildete“, die „nur deutsch“ reden. Diesem Zug der Zeit entgegenzutreten, ist unsere Aufgabe oder wäre sie, wenn wir stark genug wären. Auf daß wir stärker werden, zum mindesten nicht schwächer, müssen wir alle beisammen bleiben, Opfer bringen und neue Freunde werben.

Im übrigen nahm die Versammlung einen erfreulichen Verlauf. Der Vortrag von Dr. Bächtold über den Wortschatz des Schweizer Soldaten erntete lebhaften Beifall bei Wehrpflichtigen und „Staatskrüppeln“ (nur um gleich ein bekanntes Beispiel aus der Soldatensprache zu geben); er wird in der nächsten Rundschau (etwa im Hornung) erscheinen. Die Berichte wurden genehmigt; die Besprechung der Lage der deutschen Schulen im Tessin mußte aus Zeitmangel der Ortsgruppe Zürich übergeben werden. Beim gemeinsamen Mittagessen herrschte eine angeregte Stimmung.

Der Jahresbeitrag wird im Hornung eingezogen, freiwillige Beiträge bitten wir so bald als möglich zu senden. Bei allen Geldsendungen sollte auf dem Einzahlschein angegeben sein, wofür der Betrag bestimmt ist. Wir bitten die Mitglieder, die die „Zeitschrift“ nicht mehr beziehen wollen, uns das sofort zu melden, damit wir sie rechtzeitig abbestellen können. Wem noch irgend eine Nummer der „Zeitschrift“ oder der „Mitteilungen“ fehlt, möge es ebenfalls anzeigen, wir werden sie wenn möglich ersetzen (Nr. 4 der Zeitschrift ist vergriffen!). Die austretenden Mitglieder (übrigens auch die andern) machen wir darauf aufmerksam, daß wir frühere Jahrgänge der „Mitteilungen“ und der Rundschau (vor 1918) gerne zurücknehmen, auf Wunsch gegen Entschädigung). Insbesondere suchen wir vom 3. Jahrgang der „Mitteilungen“ die Nummern 3/4 und 5/6.

Zum Jahresbericht der Neuen Helvetischen Gesellschaft.

Der Bericht, den Herr Prof. Dr. Bohnenblust der Jahresversammlung der N. S. G. über das Vereinsjahr 1919/20 abgelegt hat und der in der November-Nummer ihrer „Mitteilungen“ veröffentlicht ist, beschäftigt sich u. a. auch mit dem Deutschschweizerischen Sprachverein und zwar in einer Weise, gegen die wir uns zur Wehr setzen müssen.

Bohnenblust sagt, nachdem er eine Stelle aus dem Bericht über „Deutsch und Welsch“ in unserer Rundschau 1919 angeführt und dabei den Namen unseres Vereins hereingezogen hat (die angedeuteten besondern Beziehungen zwischen dem Verfasser jenes Berichtes und der N. S. G. gehen den Sprachverein nichts an): „Wir wollen keine Sprach- und Kulturhebe mehr. In ruhigen Zeiten mag man sich das kindliche Vergnügen gönnen, sich und andern weiszumachen, man habe die noch viel schönere und tüchtigere Sprache, die noch viel höhere und tiefere Kultur als alle andern Eidgenossen. In unsern Tagen ist das nicht nur eine Bemühung von fraglichem Geschmacke, sondern ein

Unrecht, das man weder vor-, noch mit-, noch nachmachen soll“

Nun fragt man sich erstaunt: Wem hat unser Sprachverein je weismachen wollen, er vertrete die noch viel schönere und tüchtigere Sprache und die noch viel höhere und tiefere Kultur als alle andern Eidgenossen? Das müßte doch in der angeführten Stelle stehen! Sie heißt: „Der deutsche Name ist geschändet, entehrt, gehaßt, verabscheut, und unsere Sprache wird es zu entgelten haben. Wir sind geschlagen, geschlagen, geschlagen in aller Welt. Unser liebes Deutsch hat keinen Anspruch mehr auf Weltgeltung. Die Rue des Allemands hat keine Stätte mehr.“ Vorher war von der Genfer Straßenumtaufe die Rede gewesen, mit den Allemands des alten Straßennamens waren die alten Eidgenossen gemeint; die Uenderung bedeutete, wie es bei Blocher heißt und wie Bohnenblust anführt: „daß der Haß des Wortes deutsch in Genf eine amtlich anerkannte Macht ist“.

Wo steht da etwas von jener Selbstüberhebung? Wenn der Geschlagene (die Fassung mutet vielleicht manchen etwas „pathetisch“ an) feststellt, daß er geschlagen ist (und mehr sagt die Stelle nicht), behauptet er damit, er sei besser als der andere? Und wann hat sonst irgendwo der Sprachverein die Ueberlegenheit der deutschen Sprache und Kultur behauptet? Auf einzelne Vorteile ist gelegentlich hingewiesen worden, das wird man aber tun dürfen und tut man auf der andern Seite auch — wenn man dort nicht die vollkommene Ueberlegenheit als selbstverständlich betrachtet; im Gesamten aber haben wir, und auch der Verfasser jenes Berichtes, nie mehr verlangt als gleiche Geltung wie die Minderheiten; jenes kindliche Vergnügen, jene Bemühung von fraglichem Geschmack ist anderswo zu Hause. Wie lange hat es z. B. gedauert, bis Spittlers „Kopfflärun“ ihr welsches Gegenstück gefunden hat? Und als (endlich!) Prof. Seippel den Genfern seine „Schweizerischen Wahrheiten“ ins Gesicht sagte (daß das nicht einmal, wie bei Spitteler, auf Veranstaltung der N. S. G. geschah, sondern auf die der Jofingia, wollen wir einmal als „Zufall“ gelten lassen), da brauchte er dazu freilich viel mehr Mut als sein Vorgänger, aber schließlich wickelte er seine „Wahrheiten“ doch weich in Watte: „Ich möchte die deutsche und die romanische Schweiz mit den beiden Schwestern in Bethanien vergleichen: die erstere gleicht Martha, die zweite gleicht Maria.“ Zwar sei ja auch Martha nötig, nämlich für den Haushalt; sie sorge dafür, daß sich Maria gänzlich „den Wallungen ihres edlen Herzens überlassen“ könne, aber „Maria hat das bessere Teil erwählt“, so führt er wörtlich an. Jetzt wissen wir, wer sich das „kindliche Vergnügen“ gönnt, sich und andern weiszumachen, man habe u. s. w., siehe oben! Wenigstens nach Prof. Dr. Bohnenblust. Wir wollen aber dankbar anerkennen, was trotz dieser Stelle Seippel für die Deutschschweizer geleistet hat mit seiner Rede; daß er an diese allgemeine Ueberlegenheit, an diese „höhere und tiefere Kultur“ seiner Sprach- und Stammesgenossen glaubt, wollen wir ihm nicht übelnehmen; darin zum mindesten ist die französische Kultur der deutschen überlegen: daß der Welsche seine Muttersprache liebt und stolz ist auf sein Herkommen. Wenn man aber dem Deutschschweizer die Schönheit seiner Sprache zeigen und in ihm die Liebe zum eigenen Volkstum wecken will, heißt man ein Hezer.

Uebrigens, daß die Rue des Allemands in eine Rue de la Contédération umgetauft wurde, was Blocher freilich hätte beifügen können, ist ja das Erfreulichste an der un- erfreulichen, im Grunde lächerlichen Geschichte; daß der Haß gegen das Wort deutsch die Ursache der Umtaufe ge-

wesen, wird Bohnenblust nicht bestreiten wollen, daß damit dieser Haß zur amtlich anerkannten Macht wurde, auch nicht, und den Nachsatz Blochers: „Wir freuen uns, daß in keiner Stadt der deutschen Schweiz etwas Derartiges auch nur denkbar wäre“, den hat er nicht nachgedruckt. Dafür wiederholt er nochmals den Satz: „Wir sind geschlagen . . .“ und spielt dann den Naiven: „Wo in aller Welt sind wir denn geschlagen? Sind wir nicht sozusagen Schweizer?“ Er kann sich diese scheinbare Naivität gestatten; denn den vorausgehenden Hinweis des Verfassers, daß er hier „über unsere Landesgrenzen“ hinaus blicke, den hat er weislich übersprungen. Es ist unmittelbar vorher von der deutschen Sprache die Rede, und das „wir“ heißt hier nicht „wir Deutschschweizer“, sondern „wir Deutschsprechende“, aber das darf sein gläubiger Zuhörer und Leser auch nicht erfahren. Daß endlich R. F. Meyer „Genf als seine wahre geistige Heimat“ bezeichnet hat, ist ja schon richtig, aber in diesem Zusammenhang irreführend; anderswo (1885) schreibt dieser „Meyer de Genève“ voller Begeisterung: „Und die Deutschen oder wir Deutsche sollen unzweifelhaft ein großes Volk werden.“ Auf Bohnenblusts schlau-naive Frage: „Sind wir nicht sozusagen Schweizer?“ würde Meyer also antworten: „Sind wir nicht sozusagen Deutsche?“ Sollen wir etwa gar noch Gottfried Keller anführen, der einmal den Gedanken geäußert, die Schweiz könnte vielleicht wieder einmal „zum Reiche zurückkehren“, der das Bedürfnis fühlte, „Schweizer und Deutscher sein zu dürfen“. Mit einzelnen Aussprüchen kann man so ziemlich alles „beweisen“, wenn man gerade einen „Effekt“ machen will (auch wir vom Sprachverein brauchen manchmal dieses Fremdwort; denn es ist geeignet, eine weniger edle, mehr äußerliche Wirkung zu bezeichnen).

Stellen wir uns den Fall einmal umgekehrt vor: Deutschland hätte gesiegt, wie es zuzeiten den Anschein hatte — hätte dann nicht ein Welscher, z. B. Seippel, die Worte Blochers aufs Französische anwenden können, und hätte Bohnenblust das dann auch ein kindliches Vergnügen, eine Bemühung von fraglichem Geschmacke und ein Unrecht genannt? Jedenfalls wäre es keinem vom Sprachverein eingefallen, darüber zu spotten.

Es ist ja sicher ganz gut, wenn die R. S. G., um bei Bohnenblusts Bilde zu bleiben, ihre Posten am alten Graben stehen läßt und dafür sorgt, daß er nicht immer wieder aufgerissen oder, wenn schon, doch immer wieder zugeschüttet werde; der Deutschschweizerische Sprachverein will mit seinem jährlich wiederkehrenden Berichte über „Deutsch und Welsch“ nur dafür sorgen, daß der Graben nicht ausschließlich auf Kosten der deutschen Schweiz zugeschüttet werde, im übrigen hat er seine Posten anderswo, d. h. er hat eine andere Aufgabe: er sorgt, daß der Zusammenhang mit dem großen deutschen Sprach- und Kulturgebiet nicht unterbrochen werde. Beide Aufgaben können recht wohl nebeneinander bestehen; bei den Lösungsversuchen mögen auf beiden Seiten Uebertreibungen vorkommen; darüber den andern gesamthaft zu verkennen und sich ihm als den „einzig richtigen“ hinzustellen, ist Pharisäerart.

Zur Schriftfrage.

Es gilt gewöhnlich als ausgemacht, daß der Freund der deutschen Sprache auch Freund der deutschen Druck- und Schreibbuchstaben sein müsse. Das trifft bei mir jedenfalls nicht zu. Ich ziehe die Altschrift der Ecktschrift vor.

Was zur Verteidigung der Ecktschrift angeführt wird, ist meist nicht stichhaltig:

1. Der Name „deutsche Schrift“ ist insofern irreführend, als diese Schrift nicht besondern deutschen Ursprung aufweist. Zu einer Zeit, wo sich die meisten andern Völker von der Mönchsschrift zurückfanden zur ursprünglichen Buchstabenform, war das deutsche Volk so zerrissen, daß es sich nicht auch dazu aufraffen konnte. Jener selben Zeit verdanken wir ja auch unsere verworrene Rechtschreibung.

2. Die Ecktschrift hat sich nicht der deutschen Sprache angepaßt, sondern höchstens der deutschen Rechtschreibung, sonst wäre sie z. B. fähig gewesen, für die Laute ch und sch eigene Buchstaben zu bilden. Die deutsche Rechtschreibung ist aber nicht besonders schutz- und erhaltungswürdig.

3. Auch die Altschrift gestattet persönliche Ausprägung der Schrift. Auch die Altschrift ist entwicklungsfähig, wenn man sie sich entwickeln lassen will.

Als besondere Vorteile der Altschrift lassen sich anführen:

1. Der deutschsprechende Schüler braucht nur eine Schrift zu erlernen und gewinnt Zeit für andere Dinge, vornehmlich deutsche Sprachkunde.

2. Die deutsche Sprache wird Fremden leichter zugänglich, wenn sie nicht vorerst eine neue Schrift bewältigen müssen. Das ist zweifellos für das Ansehen und die Verbreitung des Deutschtums von Bedeutung.

Warum sollen wir an etwas festhalten in der Meinung, es sei etwas ausgeprägt Deutsches, wohingegen es, genau betrachtet, nur ein Stück deutscher Rückständigkeit ist, das unserem Bildungswesen und der Geltung unserer Sprache schon viel geschadet hat und vielleicht noch viel Schaden wird.

Dr. Karl Löw.

Vom Böhertisch.

Deutsche Sprachschule für Berner von Otto von Greperz und Dietland Studer. Volksschulausgabe (4. Aufl.). Bern, A. Francke.

„Sprachschule“, wie sich das schon ganz anders anhört, herzhafter und schaffensfroher als das alte, dürchholzige „Grammatik“. Man sieht dabei die zwei oder drei Duzend Bubenaugenpaare ordentlich unternehmend blitzen, entschlossen, auch noch die hintersten Sprachgeheimnisse zu durchdringen.

An der uns vorliegenden nagelneuen Volksschulausgabe dieser deutschen Sprachschule wäre vorab die Einschränkung in der Ueberschrift („für Berner“) zu bemängeln. Denn wie langjährige Erfahrung gezeigt hat, bringt sie nicht nur den auf Müngers Umschlagbild so überzeugend eifrig geschilderten jungen „Mützen“, sondern auch heranwachsenden Helvetiern anderer Kantone Nutzen und erst noch Vergnügen. Mag sein, daß etwa Basler oder Zürcher Schüler dem „urchigen“ Berndeutsch ab und zu einmal ratlos gegenüberstehen. Aber die Nachbargebiete rund ums Bernerland könnten ohne wesentliche Schwierigkeit durchkommen und sollten es auf jeden Fall versuchen. Dies gar nicht einmal deshalb, weil die Sprachschule sich in ihrer Heimat nun als verbindliches Lehrmittel durchgesetzt hat, sondern weil diese Neubearbeitung der frühern „Vorstufe“ ein ganz prächtiges, lustiges und überdies von der ersten bis zur letzten Seite wohl durchdachtes Lernbuch geworden ist. Es war ein glücklicher Gedanke, die echt kindertümlichen und immer anregenden Aufsätzchen, die Dietland Studer zusammengestellt hatte, gerade in die Sprachübungen hinein-zuziehen, die sich nun vergnüglich unterhaltsam, fast wie „Geschichten“ anhören. Daß ein Lesebuch nicht unbedingt sterbenslangweilig zu sein braucht, ist endlich allgemeiner Einsicht zugänglich geworden. Aber warum soll denn eine